

Weihbischof Alois Schwarz, Wien

Ich bin getauft und Gott geweiht

Anmerkungen zu einem Leitbild eines Christen heute

In meinem Beitrag geht es um Anmerkungen zu einem Leitbild. Ich darf mich dabei, wie bei „Anmerkungen“ üblich, auf Zitate und Bilder stützen, auf andere, die vor mir etwas zu diesem Themenfeld gedacht und Bilder gezeichnet haben. Ich nenne „Bildunterschriften“ und hoffe, dass Sie das Bild eines taufbewussten Christen vor sich haben. Das Eigentliche bei einem Bild leistet, wenn ihm ein Bild gezeigt wird, der Betrachter selbst. Vielleicht fragen Sie aber, wo ist das Leitbild, oder wen sehe ich vor mir, wenn ich mir ein Leitbild eines Christen vorstelle. Was sehe ich für Bilder? Welche Bilder tauchen in unserer Erinnerung auf?

Es ist heute Mode geworden, auch in Kirchen und Diözesen ein Leitbild zu schreiben.¹ So ist der Untertitel dieses Referates auf jeden Fall im Trend der heutigen Zeit. Leitbilder werden allerdings gemeinsam erstellt. Die Akzeptanz eines Leitbildes hängt von der Beteiligung am Prozess der Erstellung ab und nicht von der Anzahl derer, die bei der Präsentation dabei sind. Also das, was ich hier heute entwerfen soll, sollten wir gemeinsam erarbeiten. Von mir werden aber jetzt Anmerkungen zu einem Leitbild erwartet, ohne dass wir dieses schon gemeinsam erarbeitet haben. Das ist eine Schwierigkeit und wird Probleme machen. Ich beschränke mich deshalb auf einige „Sprachhilfen“ und erlaube mir, einige Bilder vorzuschlagen, aus denen Sie dann Ihr Bild, Ihr Leitbild eines taufbewussten Christen wiederum mit anderen in den Gemeinden und nicht für Sie erarbeiten.

1. Leitbild eines Christen im Umfeld von „Vorbildern mit Verbrauchscharakter“

Im Umfeld einer Mediengesellschaft, in der die Selbstdarstellung als einzigartige Persönlichkeit zu den wichtigsten Aufgaben Einzelner gehört, wird die Aufmerksamkeit für eine sich selbst darstellende Persönlichkeit als Wert an sich gesehen. Publizität an sich ist ein Wert, den man prinzipiell immer auch herstellen kann, unabhängig von den tatsächlichen Leistungen der Person selbst. Vorbildhaftigkeit ist nicht mehr notwendig gebunden an die wertvolle Qualität der Person, sondern wird abhängig vom Image. Das Image ist ein „Vorstellungsbild von einer Person, im Sinne eines Marktwertes, der sich nicht mit ihrem ‚wirklichen‘ Wert der Person decken muss, und auch mit der Persönlichkeit eines Menschen wenig zu tun hat. Es zählt nicht, was man ist, das Sosein einer Person gilt“².

Beim Vorbild ist die geistige und moralische Substanz einer Person wichtig. Bei Medien-vorbildern bewundert man fast ausschließlich die erfolgreiche Darstellung in den Medien, also den erreichten Aufmerksamkeitswert. Wer das Image bestimmen möchte, muss nur entsprechend bei anderen ein unverwechselbares Gefühl gegenüber dem Vorbild wecken und es mit attraktiven und zeitgemäßen Merkmalen versehen. „Konsum-Vorbilder“ sprechen weder „im Namen von“ etwas oder jemanden, noch greifen ihre „Botschaften“ zurück

¹ Vgl. Leitbild für die Erzdiözese Wien (1. Oktober 1999).

² E. HURTH, Das Ende der Vorbilder? Von Vorbildern, Stars und Idolen. In: IKaZ 28 (1999) 255–276, hier 270.

auf Wahrheit, Schuld und Verantwortung. „Die Werthaltungen, die von ‚neuen‘ Konsum-Vorbildern verkörpert werden, zeigen zudem, dass der vergnügungsorientierte Umgang mit Werten auch mit einer neuen Bewertung der Emotion und Körperlichkeit einhergeht“³. Die Schlagworte der neuen Wertewelt sind: sich gut fühlen, gut drauf sein, so bleiben wollen, wie man ist. Dies wird höher eingeschätzt als Bescheidenheit und Ehrlichkeit. Man will den Einzelnen gleichsam hinbilden zu einem konsumfähigen und nicht vorrangig zu einem verantwortlichen sittlichen Menschen. So nehmen heute in unserer Mediengesellschaft die Vorbilder selbst Verbrauchscharakter an oder erhalten den Status einer Ware. „Man kann sie zwar genießen und mit ihnen gut darauf sein, aber letztlich verbraucht man sie umgehend, immer schneller, immer wahlloser“⁴.

Daraus ergeben sich für unser Thema wichtige Fragen: Was heißt das für die Christen, die auf der Suche sind nach einem Leitbild, wenn Vorbild-Sein eingebettet ist in der Mediengesellschaft zwischen Image und Stars? Ist das Vorbild im herkömmlichen Sinn noch gefragt? Schreiben wir deshalb Leitbilder, weil wir keine Vorbilder mehr sehen? Ein „Vorbild“ lebt das, was es „aussagt“. Von daher gesehen sind die Heiligen wohl die leuchtenden Leitbilder des Christseins. Und vielleicht könnte man an ihnen am besten zeigen, was Christsein ausmacht. Unsere Vorfahren haben sie in Kunstwerken dargestellt und sie uns in den Kirchen vor Augen geführt. Würde es nicht genügen sie neu ins Licht zu stellen? Auf jeden Fall sind sie zu befragen, wenn man ein Leitbild erstellt. Und mit ihnen ist ein Dialog zu führen. Sie sind einzubeziehen in das Gespräch. Leitbild erstellen mit Getauften heißt mit denen reden, die jetzt leben und mit denen, die vor uns ihr Christsein gestaltet haben.

2. Menschen suchen, die das Evangelium „vor-leben“

Ein entsprechendes Leben hat Papst Paul VI. als wesentliche Bedingung für die Wirksamkeit des Evangeliums gefordert.⁵ Nicht die rechte Lehre, sondern die rechte Tat steht am Anfang der Glaubensvermittlung. An die Verkünder stellt der Papst die Frage: „Lebt Ihr, was Ihr glaubt? Predigt Ihr wirklich, was Ihr lebt? Mehr denn je ist das Zeugnis des Lebens eine wesentliche Bedingung für die Tiefenwirkung der Predigt geworden. Durch diese enge Verbindung sind wir bis zu einem gewissen Grade verantwortlich für den Erfolg des Evangeliums, das wir verkünden.“ (EN 76)

Vom Verkünder wird erwartet, dass er so lebt, dass er nach seinem Lebensprogramm gefragt wird. Mit dem Zeugnis des Lebens beginnt die Verkündigung.

„Das geschieht z. B., wenn ein einzelner Christ oder eine Gruppe von Christen inmitten der menschlichen Gemeinschaft, in der sie leben, ihre Verständnis- und Annahmefähigkeit, ihre Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit den anderen, ihre Solidarität in den Anstrengungen aller für alles, was edel und gut ist, zum Ausdruck bringen. Ferner auch dadurch, dass sie auf ganz einfache und spontane Weise ihren Glauben in Werte bekunden, die über den allgemeingängigen Werten stehen, und ihre Hoffnung in etwas, das man nicht sieht und von dem man nicht einmal zu träumen wagt. Durch dieses Zeugnis ohne Worte wecken diese Christen in den Herzen derer, die ihr Leben sehen, unüberstehliche Fragen: Warum sind jene so? Warum leben sie auf diese Weise? Was – oder wer – ist es, das sie beseelt? Warum sind sie mit uns?“ (EN 21).

³ Ebd. 271.

⁴ Ebd. 272.

⁵ Vgl. Die Evangelisierung in der Welt von heute. Apostolisches Schreiben Evangelii Nuntiandi (= EN) vom 08.12.1975.

Eine solche Lebensweise ist geprägt von einer inneren Umwandlung und einer inneren Erneuerung. Diese innere Erneuerung ist ein Vorgang, der immer von Person zu Person geht, wobei das Bemühen spürbar sein muss, das Herz des Menschen durch Anteilnahme und Zugewesenheit anzusprechen. Es ist dies nur möglich durch ein Teilnehmen an einem Lebensprogramm eines Menschen, die Zustimmung des Herzens und die Zustimmung zu einem verwandelten Leben. Der persönliche Kontakt ist für die Evangelisierung unerlässlich.

3. *Liebe und Leben vor jeder Lehre und Theorie:*

Glaube entzündet sich am Glauben

Die „Hingabe an den Nächsten in grenzenloser Einsatzbereitschaft“ ist „der erste Weg der Evangelisierung. Der heutige Mensch hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind“ (EN 41). Dieses Wort von Papst Paul VI. greift Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika *Redemptoris Missio* auf und bestätigt, dass der Mensch unserer Zeit mehr den Zeugen glaubt „als den Lehrern, mehr der Erfahrung als der Lehre, mehr dem Leben und den Taten als den Theorien. Das Zeugnis des christlichen Lebens ist die erste und unersetzbare Form der Mission“ (RM 42). Die erste Form des Zeugnisses ist für den Papst „das Leben des Missionars, der christlichen Familie und der kirchlichen Gemeinschaft; diese Form lässt eine neue Verhaltensweise erkennen. Der Missionar, der trotz aller Grenzen und menschlichen Schwächen in Einfachheit nach dem Modell Christi lebt, ist ein Zeichen Gottes und der transzendenten Wirklichkeit“. Und deshalb, meint Papst Johannes Paul II., ist das „Zeugnis, das die Welt am ehesten wahrnimmt, jenes der Aufmerksamkeit für Menschen und der Liebe zu den Armen und den Kleinen, zu den Leidenden. Der Geschenkcharakter dieses Verhaltens und dieser Aktivitäten, die sich abgründet von dem in jedem Menschen vorhandenen Egoismus unterscheiden, führt zu gezielten Fragen nach Gott und dem Evangelium“ (RM 42).

Vertrautmachen mit dem Getauftsein geschieht durch unmittelbaren „Lebenskontakt“⁶. Der Apostel Paulus ist den Thessalonichern zugetan und sorgt für sie wie eine Mutter für ihre Kinder: Wir wollten euch, so schreibt er, „nicht nur am Evangelium teilhaben lassen, sondern auch an unserem eigenen Leben; denn ihr wart uns sehr lieb geworden“ (1 Thess 2,8). „Glaubensbewerber“ lernen den Glauben nicht bloß „über den Kopf“, sondern über die Lebensführung kennen. Nach Berichten aus der Zeit der Kirchenväter ließen die Katecheteten die Glaubenschüler an ihrem Leben teilnehmen. Diese Praxis wurde in der überlieferten Weisung eines Kirchenvaters so zusammengefasst: „Wenn du einen zu Christus führen willst, lass ihn eine Zeitlang in deinem Haus wohnen.“

Wer etwas über das Christsein erfahren will und darüber, wer die Christen sind, der schaut sich dessen Vertreter an, vor allem die, die in der Öffentlichkeit stehen, das sind oft die, die eine Aufgabe oder ein Amt in der Kirche haben. Die exponierten Vertreter der Kirche bestimmen das Bild der Kirche und zwar nicht so sehr durch ihr Wissen als durch ihr Verhalten.

Von Kindern sagt man, dass sie hinter dem Rücken der Erzieher viel mehr lernen als dort, wo Erziehung angestrengt intendiert wird. Mit Erwachsenen, die neugierig sind, wie Christsein heute geht, ist es nicht anders. Sie beobachten Christen und ziehen daraus ihre Schlüsse.

⁶ Vgl. A. SCHWARZ, *Liebe und Leben vor jeder Lehre und Theorie*. In: LS 50 (1999) 209–212.

Christsein lernt man nicht aus Büchern, sondern aus der Begegnung mit lebendigen Menschen, die das leben, was sie vom Evangelium begriffen haben (vgl. Roger Schutz).

4. Christ: Wer bist du? – Berufen zum Zeugnis für Jesus Christus

Im ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums wird erzählt, wie die damaligen religiösen Autoritäten zu Johannes den Täufer kommen und ihn fragen: „Wer bist du?“. Das ist für mich der Ausgangspunkt, der Frage nachzugehen: Christ, wer bist du? Damals gibt Johannes der Täufer eine eigentümliche Antwort. Er sagt als erstes: „Ich bin es nicht! Ich bin nicht der Messias.“ Johannes versteht sich als ein Zeuge, als ein Zeichen dafür, dass derjenige der Große ist, der nach ihm kommt. Am Bild des Grünewälder Altares ist das sehr deutlich abzulesen. Johannes ist der, der mit dem großen Zeigefinger unter dem Kreuz steht und auf ihn hinweist. Johannes ist der, der immer wieder sagt: „Ich bin es nicht!“. Johannes findet seine Identität, seine Bestimmung, seinen Auftrag, indem er von sich wegweist. Im Hinweisen auf die Mitte wird sein Zeugnis transparent und wird er selber der, dessen Berufung und Sendung sich im Verweis zeigt. Je mehr er als Zeuge sich selbst von der bezeugten Person zurücknimmt, umso besser erfüllt er seine Funktion, reines Zeichen zu sein.

Was an Johannes dem Täufer abgelesen werden kann, das ist der Urauftrag jedes/jeder Getauften und der Kirche. Kirche hat den Auftrag, von sich weg zu verweisen auf die Wirklichkeit Gottes hin. Kirche ist aus sich heraus ja nichts. Sie hat in sich gesehen keine eigene Identität. Alles, was sie ist, ist sie als Verweis, als Hinweis auf Gott und sein Heil. Das Zweite Vatikanische Konzil drückt dies in der Kirchenkonstitution so aus:

„Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im Heiligen Geist versammelten Heiligen Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet (vgl. Mk 16,15). Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (LG 1).

Mit dieser Definition von Kirche hat das Zweite Vatikanische Konzil einen deutlichen Akzent gesetzt, wie wir heute unser Miteinander, unsere Gemeinschaft, unsere Pfarrgemeinden verstehen dürfen. Als Verweis, als Zeichen, als Hinweis auf Gott, der in Jesus Christus mit seinem Heil unter uns gegenwärtig ist. Glauben wir das? Nimmt man uns das ab, dass wir dastehen für Gott und sein Heil für die Menschen? Ist Kirche von Heute Zeuge der Wahrheit und der Wirklichkeit unseres Gottes? Leben wir diesen Verweisscharakter auf unseren Gott oder beschäftigen wir uns bloß mit innerkirchlichen Korrekturen, mit innerkirchlichen Strukturen, mit innerkirchlichen Fragestellungen?

Viele dieser, auch innerkirchlich wichtigen Fragestellungen werden heute mit einem unglaublich emotionalen Aufwand diskutiert. Sie beschlagnahmen die Kräfte und blockieren den Blick ins Weite, dahin, wo die eigentlichen Aufgaben der Kirche stecken. Hat die Kirche vielleicht vergessen, wofür sie eigentlich da ist, nämlich Zeugnis zu geben für Gott in einer zunehmend gottleeren Welt, ein Fenster dafür zu sein, dass Menschen ihre Augen über diese Welt hinausschauen lassen?

Hat Kirche vergessen, dass sie den Dienst eines werkzeuglichen Zeichens erfüllen soll für die großen Verheißungen Gottes? Schenken Getaufte und Gefirmte der Welt genau das, was ihnen aufgetragen ist oder bleiben sie vielleicht genau das schuldig, wofür sie eigentlich da sind: Zeichen für die Wirklichkeit Gottes zu sein, ein frohmachendes Heil zu verkünden und stellvertretend dem Schöpfer Ehre und Anbetung zu bringen in einer Welt, die Gott zu vergessen und zu verdrängen scheint?

5. Im Blick auf einen liebenden Menschen Sinn finden

Im Blick auf einen durch und durch liebenden Menschen wird es möglich, den Glauben als unbedingten Sinn des Lebens durchzuhalten. Auf jeden von uns, sagt Bernd J. Claret, „sieht in jeder, auch gerade in den schwersten Stunden unseres Lebens, irgend jemand mit forderndem Blick herab, ein Freund, eine Freundin, eine Frau oder ein Mann, ein Kind oder sonst ein authentischer Mensch, ein Lebender oder ein Toter, immer aber und vor allem und durch sie Jesus, der Gekreuzigte, der als der Liebende der Auferstandene ist“⁷. „Wenn einem nichts mehr bleibt“ – so lautet das Zeugnis Viktor Frankls – vermag trotz allem der Blick des liebenden Menschen zu leuchten.

Viktor E. Frankl hat selbst im Konzentrationslager Kraft geschöpft, weil er in seinem Herzen das Bild seiner Frau vor sich sah. Er schreibt:

„Während wir kilometerweit dahinstolpern, im Schnee waten [. . .] schaue ich zum Himmel hinauf, wo die Sterne verblassen, oder dort hinüber, wo hinter einer düsteren Wolkenwand das Morgenrot beginnt. Aber mein Geist ist jetzt erfüllt von der Gestalt, die er in jener unheimlich regen Phantasie festhält, die ich früher, im normalen Leben, nie gekannt hatte. Ich führe Gespräche mit meiner Frau. Ich höre sie antworten, ich sehe sie lächeln, ich sehe ihren fordernden und ermutigenden Blick, und – leibhaftig oder nicht – ihr Blick leuchtet jetzt mehr als die Sonne, die soeben aufgeht. Da durchzuckt mich ein Gedanke: Das erstmal in meinem Leben erfahre ich [. . .] die Wahrheit, dass Liebe irgendwie das Letzte und das Höchste ist, zu dem sich menschliches Dasein aufzuschwingen vermag. Ich erfasse jetzt den Sinn des Letzten und Äußersten, was menschliches Dichten und Denken und – Glauben auszusagen hat: die Erlösung durch Liebe und in der Liebe!“⁸

Claret folgert daraus: „Man mag es Bekehrung, Begegnung, Erfahrung, Erlebnis, Ostergnade oder sonst wie nennen, die Jünger haben jedenfalls erfahren: alles, was wir sind, sind wir im Glauben an die Auferstehung, sind wir im Glauben an Jesus, der lebendig ist und für uns da ist; der Blick eines liebenden Menschen, der uns im ‚Schauen einer unendlichen Herrlichkeit‘ neu geschenkt wurde, hat uns neu geschaffen zu einem Leben, dem die Zukunft nicht mehr geraubt werden kann. Von nun an beginnen sie, den Blick des liebenden Menschen im Herzen bewahrend, von ihrer umwerfenden Erfahrung mit dem, der das Leben ist, zu erzählen, davon, ‚dass Liebe [. . .] das Letzte und das Höchste ist‘, das, was in alle Ewigkeit bleibt und Zukunft hat.“⁹

6. Die Herrlichkeit widerspiegeln

Der Apostel Paulus sagt: „Wir alle spiegeln mit enthülltem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit“ (2 Kor 3,18). Damit ist sehr treffend gesagt, was das Leitbild eines Christen, ja was das Wesen des Getauften und Gefirmten ist: die Herrlichkeit Christi in der Welt aufleuchten zu lassen. „Denn Gott, der sprach: Aus Finsternis soll Licht aufleuchten! Er ist in unsren Herzen aufgeleuchtet, damit wir erleuchtet werden zur Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi!“ (2 Kor 4,6).

Wir können diese Strahlen widerspiegeln, so dass sie andere erfassen.

„Das ist unsere Berufung. Die ‚Herrlichkeit des Herrn‘ widerzuspiegeln, so wie ein Reflektor Strahlen auffängt und reflektiert. Das Dilemma unserer Situation besteht darin, dass der Mensch diesen Auftrag weitgehend vergessen hat. Was die Welt zum Strahlen bringt, so meint er, das komme

⁷ B. J. CLARET, Im Blick auf den liebenden Menschen „.... trotzdem Ja zum Leben sagen“. In: Geist und Leben 69 (1996) 81–86, hier 84.

⁸ V. E. FRANKL, ... trotzdem Ja zu Leben sagen. München 1977, 65.

⁹ CLARET (s. Anm. 7) 85.

aus ihm selbst. Er sei der Herr der Schöpfung. Er sonnt sich im Glanz seiner eigenen Herrlichkeit. Und schließlich holen ihn die Strahlen ein, die er selbst entfesselt hat. Sie treffen ihn ins Mark.“¹⁰

Der erste Petrusbrief spricht von der Berufung so, dass wir alles, was für unser Leben und unsere Frömmigkeit gut ist, durch die göttliche Macht geschenkt bekommen haben. „Sie hat uns den erkennen lassen, der uns durch seine Herrlichkeit und Kraft berufen hat. Durch sie wurden uns die kostbaren und überaus großen Verheißungen geschenkt, damit ihr der verderblichen Begierde, die in der Welt herrscht, entflieht und an der göttlichen Natur Anteil erhaltet“ (2 Petr 1,3–4). Der Autor sagt uns, dass wir an der göttlichen Wesensart und Natur teilhaben.

Wir haben Anteil am göttlichen Leben, weil wir von Christus berufen worden sind und der Botschaft der Apostel glauben. Wenn wir unserer göttlichen Natur entsprechend leben, wird sich das in konkreten Ausdrucksweisen zeigen. In einer achtgliedrigen „Tugendkette“ erläutert der erste Petrusbrief, wie Berufung und Erwählung Bestand hat. „Darum setzt allen Eifer daran, mit einem Glauben die Tugend zu verbinden, mit der Tugend die Erkenntnis, mit der Erkenntnis die Selbstbeherrschung, mit der Selbstbeherrschung die Ausdauer, mit der Ausdauer die Frömmigkeit, mit der Frömmigkeit die Brüderlichkeit und mit der Brüderlichkeit die Liebe“ (2 Petr 1,5f).

Die Liebe ist das Schlussglied der achtgliedrigen Kette:

„Acht meint immer die Vollkommenheit und Vollständigkeit, die Ewigkeit. In der Acht kommt das Unendliche, das Ewige, das Göttliche zum Vorschein. Deshalb sind die Taufbecken immer achteckig. In der Taufe werden wir mit göttlichem Leben erfüllt. So ist die achtgliedrige Kette eine Beschreibung der göttlichen Natur, der wir durch Jesus Christus teilhaft geworden sind. Sie beschreibt das Leben, das von Gottes heilender und befreiender Gegenwart durchdrungen und das göttlich geworden ist.“¹¹

Erlösung besteht, in der Sicht des Petrusbriefes darin, dass „Christus uns durch seine göttliche Kraft alles geschenkt hat, was für uns gut ist, was uns zum Leben führt und zu einer Haltung der Ehrfurcht und Frömmigkeit, zu einem ständigen Bezogensein auf Gott in allem, was wir tun. Und das geistliche Leben, das sich in den acht Verhaltensweisen und Haltungen ausdrückt, dient dazu, unser Leben fruchtbar werden zu lassen. Die Lebendigkeit, die Fruchtbarkeit und das Leben aus dem göttlichen Grund heraus sind also die Kriterien für eine gesunde christliche Spiritualität.“¹²

So kann dann der Glaubende sagen: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20), und die Kirche darf sich verstehen als sein Leib und „wird von ihm erfüllt, der das All ganz und gar beherrscht“ (Eph 1,23).

7. Die christliche Gemeinde ist das Leitbild: Taufe verändert Gemeinde

Als in seiner Familie der dreijährige Martin ein Geschwisterl bekam und bei einem Besuch gefragt wurde: „Martin, was gibt es in deiner Familie Neues?“ Da sagte der Kleine: „Ich bin Bruder geworden“. Oft sagen Kinder auf eine solche Frage: „Ich habe einen Bruder bekommen“. Der Martin aber sagte: „Ich bin Bruder geworden“!

Ich hoffe, wenn ein Kind getauft wird in der Gemeinde, dass die Erwachsenengemeinde dann sagt: „Wir sind Bruder und Schwester geworden dieses kleinen Kindes“. Oder sagen sie: „Wir haben einen neuen Täufling.“ Wir haben ihn nicht, sondern er verändert uns. Das

¹⁰ F. KAMPHAUS, *Zwischen Nacht und Tag*. Freiburg 1998, 180.

¹¹ A. GRÜN, *Tu dir nicht selber weh*. Mainz 1997, 91f.

¹² Ebd. 92.

kleine Kind, das getauft wird, oder der Erwachsene, verändert die Gemeinde. Ich bin Bruder geworden, wann immer jemand getauft wird. Die christliche Gemeinde ist das Leitbild der Getauften und nicht nur die Einzelnen in ihr.

Paulus versteht die Gemeinde in Korinth als Empfehlungsschreiben, als einen Brief Christi: „Unser Empfehlungsschreiben seid ihr; es ist eingeschrieben in unser Herz und alle Menschen können es lesen und verstehen. Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern – wie auf Tafeln – in Herzen von Fleisch“ (2 Kor 3,2f).

Gott beruft und heiligt den Menschen nicht als isoliertes Individuum, sondern als ein Wesen, das auf Gemeinschaft angelegt ist. Niemand kann allein glauben und allein Christ sein. Keiner kann sich das Evangelium selber sagen. Jeder ist darauf angewiesen, dass ihm der Glaube von anderen bezeugt wird, und dass er in seinem Glauben von anderen getragen und gestützt wird. Jede bzw. jeder ist hineingenommen in die Kette der Glaubenden und in die Zeiten und Räume umgreifende Gemeinschaft der Glaubenden.

Keiner kann allein Leitbild eines taufbewussten Christen sein, sondern nur in Verbundenheit mit anderen und im Verweis auf Jesus Christus.

Die Heilige Schrift sagt, dass das Heil nicht dem isolierten Einzelnen gilt, für sich allein, sondern einer Gemeinschaft, in die der Einzelne aufgenommen wird, um so persönlich am Heil Anteil zu erlangen. Diese Gemeinschaft entsteht nicht durch den nachträglichen Zusammenschluss religiös Gleichgesinnter.

Die Kirche ist wie ein Volk oder eine Familie dem Einzelnen vorgegeben. Der Einzelne wird in die Kirche aufgenommen, wächst in sie hinein, wird von ihr getragen und übernimmt selbst Verantwortung für sie. Dies gilt für alle Christen, für die Amtsträger, wie für die Laien.

Die Kirche ist aber kein Volk im gewöhnlichen Sinn, keine Gemeinschaft, die durch Abstammung, Geschichte, Kultur verbunden ist.

„Die Kirche ist das Volk Gottes; d. h. sie ist das Volk, das Gott aus den Völkern auserwählt und berufen hat, sein Eigentumsvolk, mit dem er einen Bund geschlossen hat. Sie ist ein universales Volk in und aus allen Völkern, Rassen und Klassen. Sie ist zugleich ein heiliges Volk.

Deshalb wird man in die Kirche nicht hineingeboren, sondern durch den Glauben und durch die Taufe, das Sakrament des Glaubens und der Wiedergeburt zum neuen Leben (vgl. Joh 3,5) eingegliedert. [. . .] Die Kirche ist die Gemeinschaft der Glaubenden, die sich versammelt als dankende und feiernde Kultgemeinde, in deren Mitte Gott selbst wirksam gegenwärtig ist und die in die Welt gesandt ist, um das Evangelium durch Wort und Tat zu bezeugen.“¹³

8. „Den Duft der Erkenntnis Christi verbreiten“ (2 Kor 2,14)

Mahatma Gandhi wurde einmal von christlichen Missionaren gefragt, was sie tun müssten, damit Inder das Christentum verstehen. Der Hindu Gandhi erinnerte die christlichen

¹³ Katholischer Erwachsenenkatechismus. Das Glaubensbekenntnis der Kirche. Hg. v. d. Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1985, 273.

Abendländer an das Geheimnis der Rose. „Alle lieben diese Blume, weil sie duftet. Also duften Sie mehr, meine Herren. Duften Sie nach Jesus“.

Paulus schreibt an die Gemeinde von Korinth: „Gott sei Dank, der uns stets im Siegeszug Christi mitführt und durch uns den Duft der Erkenntnis Christi an allen Orten verbreitet. Denn wir sind Christi Wohlgeruch für Gott unter denen, die gerettet werden, wie unter denen, die verlorengehen. Den einen sind wir Todesgeruch, der Tod bringt; den anderen Lebensduft, der Leben verheißt“ (2 Kor 2,14–16).

Wer im „Siegeszug Christi“ mitgeführt wird, kann nicht mehr den Lebensstil der dem Tode geweihten Welt praktizieren. Christus nimmt seine Jünger nicht nur in eine Wissensschule, sondern in eine Lebensschule. Er sagt: „Kommt und seht“. Seht wie ich lebe, leide, mich freue, ahmt mich nach. Was ihr an mir erlebt, von mir begreift, durch mich erfährt, danach lebt. Paulus sagt es so: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht“, und dann zitiert er das Lied von Jesus, der sich zum Sklaven gemacht hat und der deswegen von Gott erhöht wurde (vgl. Phil 2,5–11).

„Der Prüfstein für solches an Christi Stil orientiertem Leben in der Gemeinde ist die sonn- und festtägliche Eucharistie. Dort zeigt sich, ob wir miteinander so umgehen, wie der Herr das erwartet. Dort wird in die liturgische Geste gehoben, was an Glaube, Bekennen, Christusnachfolge die Woche über von uns gelebt wurde. Dort hören wir jedesmal vom Altar her die Fragen des Herrn: Bist du, seid ihr mir in der vergangenen Woche näher gekommen? Feiert ihr nicht nur die Eucharistie – oder geht ihr auch ‚eucharistisch‘ miteinander um? Ist die Eucharistie der Ort, wo euer Streit aufgehoben, eure Unversöhnlichkeit ausgebrannt, eure Undankbarkeit beendet wird? Lasst ihr euch dort mit mir sakramental verbinden, um noch tiefer das zu werden, was ihr schon seid: mein Leib und Rebzweig an mir als dem lebendigen Weinstock?“¹⁴

Eine Duftflasche, der die Flüssigkeit ausgeht, mag vielleicht noch eine Weile den ursprünglichen Duft verbreiten – aber mit der Zeit wird der Duft verblassen und ausbleiben. Spüren wir ein solches „Verblassen“ christlicher Werte in unserer Gesellschaft? Solidarität wird nicht durch Politikerappelle erzeugt und Mitmenschlichkeit nicht durch Zeitungspapier. Es braucht tiefere Quellen, um den „Duft“ des Erbarmens, tätiger Liebe, versöhnten Lebens bei uns zu verbreiten.

Eine Geschichte erzählt von einem jüdischen Brauch:

„Die Juden feiern ein Fest namens Sukkot – das Laubhüttenfest – und zu diesem Fest werden eine Art Gewürzsträußchen gebunden. In diesen Sträußchen sind aber nicht Gewürze, sondern sie setzen sich zusammen aus Zweigen der Bachweide, der Dattelpalme, der Myrte und aus der Zitrusfrucht. Die Zitrusfrucht ist wohlschmeckend und wohlriechend; die Dattelpalme ist wohlschmeckend; die Myrte ist wohlriechend; die Bachweide ist ganz gewöhnlich, schmeckt nicht gut, riecht nicht gut, nimmt aber den meisten Platz ein.

Was heißt das? Diese vier Pflanzen beziehungsweise ihre Früchte symbolisieren zusammen genommen das Volk Israel – oder auch das Volk Gottes – vor seinem Herrn. Und es setzt sich aus denen zusammen, die fromm und gelehrt sind (wohlriechend und wohlschmeckend) und den nur Frommen und den nur Gelehrten. Die Mehrzahl aber ist weder wohlriechend noch wohlschmeckend, die ganz gewöhnlichen und aus diesen besteht das Volk Gottes.“¹⁵

9. Übermalungen

Wenn von Leitbildern die Rede ist, frage ich: Wo ist das Bild? Ich sehe bei vielen Leitbildern nur Worte aneinandergereiht und ganz selten ein Bild. Und dabei ist das Bild genau

¹⁴ J. WANKE, Neue Herausforderungen – Bleibende Aufgaben. Leipzig 1995, 138.

¹⁵ H. GAISBAUER, Zerrbild Kirche. Seckauer Gespräche 97/98, 34f.

das, was wir brauchen, und was sich in uns festsetzt, was ganz tief in uns „hinuntergeht“, wo wir nicht mehr Herrn sind unseres optischen Gedächtnisses. Bilder, die wir sehen, „bekommen“ wir nie mehr aus uns heraus. Wann sie in uns wieder „aufsteigen“, haben wir nicht mehr in der Hand. Deshalb ist es nicht unwichtig, welche Bilder wir zeichnen und welche wir uns malen, „ausdenken“, auf welche wir schauen.

Manchmal geht es den Leitbildern von den Getauften wie mit den Bildern von Arnulf Rainer, die er „Übermalungen“ nennt.

„Das überkommene Christusbild scheint seine Kraft verloren zu haben; es entzieht sich der unmittelbaren Begegnung; es ist überdeckt und wird überdeckt durch den Staub der Jahrhunderte, durch das Versagen zu vieler Christen und die Müdigkeit ihres Glaubens, durch Arrangements der Kirche mit den Mächten und Gewalten dieser Welt, aber auch durch neue menschliche Lebensgestalten und -situationen, die weithin noch keinen Zugang zu Christus und seinem Evangelium gefunden haben. Dieses In-den-Hintergrund-Treten und Überdecktsein der überkommenen Christusgestalt mag anschaulich durch deren Übermalung durch A. Rainer illustriert werden. Aber zugleich geschieht etwas Paradoxes: Durch das Übermalen tritt in einer ganz neuen Intensität das Übermalte in das Gesichtsfeld. So wie eine Verhüllung überhaupt nicht einfach verdeckt, sondern Aufmerksamkeit erzeugt und damit auch entbirgt, so tritt auch das Antlitz Christi durch alle Überdeckung ganz neu hervor und fordert zu neuer Stellungnahme, Umsicht, Hinwendung heraus“.¹⁶

Viele Getaufte sind wie übermalte Christusbilder. Zugedeckt durch den Staub der Säkularisierung, tritt das Übermalte mit einer ganz neuen Intensität in das Gesichtsfeld.

8. „Den Duft der Erkenntnis Christi verbreiten“ (2 Kor 2,14)

¹⁶ Quellen geistlichen Lebens. Bd. 4: Die Gegenwart. Hg. G. Greshake – J. Weismayer. Mainz 1993, 29.